

Beilage zu Nr. 114 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstadt, den 26. September 1885.

Mamon und Marmor.

Roman von Gustav Böcker.
(21. Fortsetzung u. Schluß.)
20. Kapitel.

Wie ihm auch der Schweiß von der Stirne perlt, wie er auch in den Marmor hineinmeißelt, — es ist vergebens! Er kann die geliebten Züge nicht wiederfinden, — ein Gesicht nach dem andern taucht unter seinen rastlos arbeitenden Händen aus der Marmor- masse auf, aber alle sind ihm wildfremd, — es ist keine Louise, keine Cornelia darunter!

„Wo zu auch?“ tönt eine süße Stimme hinter dem urchen Vorhange, „ist Dir mein Besitz nicht genug? Was plagst Du Dich mit dem kalten Gestein?“

Eben trat sie hervor, zum Ausgehen angeleitet; nur noch den Strauß mit den Monatsrosen hatte sie sich am Busen zu befestigen, dann reichte sie ihm ihren Arm, und sie gingen.

Dort, wo das glänzende Schienengeleise die Chaussee durchschneidet, holten sie die Droschke, die leer vorausgefahren war, ein. Aber es saß Jemand darin. Ein alter Kamerad war's — Alwin Göbe, der einen Immortellenkranz in der Hand hielt.

„Was meinst Du,“ fragt Tonhäuser die Tänzerin, „soll ich ihm zeigen, was Leben heißt?“ Sie nicht einverstanden mit dem Kopfe. Die Droschke hält still und Tonhäuser ist Louisen behütlich, in den Wagen zu steigen.

Aber kaum hat sie neben Göbe Platz genommen, da nicken vier schwarze Pferde mit den Köpfen und die Droschke hat sich in einen Leichenwagen verwandelt. Von dem schwarzen Behänge des Wagens hebt sich seltsam der Immortellenkranz ab, welcher oben ausliegt. Der Kutcher, in hellbrauner Livree peitscht auf die Trauerrosen, und fort geht's im tausenden Galopp. Als Tonhäuser athemlos den Kirchhof erreicht, ist das Begräbniß bereits vorüber. Auf dem Erdboden aber, zwischen den stillen Gräberreihen, findet er seine Rosen. Er liebt sie auf, — Blume für Blume, und als er die letzte aufgehoben hat und der Strauß wieder vollständig ist, öffnen sich, wie auf einen Zauberschlag, die Gräber und Nonnen ohne Zahl, in moderner Gewänder gekleidet, steigen empor und schwirren in wildem Tanze durcheinander. Und Gewand sinkt auf Gewand, und aus den Nonnen sind lustige Sphäriden geworden. Aber ihre Jugend ist unächte, ihre Haare sind geborgt, ihre Wangen geschminkt. Nur eine Einzige unter ihnen, eine Einzige, deren himmelblaue Ballrobe sich feuch über den Rundungen des Busens schließt, prangt im Schmuck echter Schönheit und Jugend. Tonhäuser reicht ihr den Arm, und Brust an Brust steigt er mit dem schönen Kinde in wirbelndem Tanze dahin, entzückt sein Auge auf die weiße, von kastanienbraunen Locken umwallte Stirn heftend, unter welcher sich ihre blauen Kinderaugen zu Boden senken. Violinen schwirren, Trompeten schmettern, Kerzen strahlen, er walzt mit ihr wie auf Wolken, höher, höher und immer höher, bis er die Augen aufschlägt.

Noch klingt es ihm im Ohre wie Musik, — aber statt der Leichtigkeit, mit welcher er eben noch dahinflog, fühlt er eine ohnmächtige Schwäche in seinen Gliedern. Er liegt im Bett. Es ist Tag. Draußen ist stürmisches Wetter; auf Augenblicke bricht sich ein Sonnenstrahl Bahn durch die weißen Rouleaux, die dann von fliegenden Wolkenschatten wieder verbunkelt werden.

Endlich, endlich — nach einer in die Ewigkeit hinein wachsenden Nacht entsetzlicher Fantasie und süßer Traumbilder, die aber nie standhalten, wieder Wirklichkeit! Er versucht, sich in die Höhe zu richten. Da vernimmt er einen leisen Schritt und vor ihm steht — Cornelia in ihrem Trauergewand. Sie blickt ernst und schwermüthig auf ihn herab.

Tonhäuser hascht krampfhaft nach ihrer Hand und hält sie mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft fest. „Ich muß krank gewesen sein,“ sagt er in dringendem Tone, „ich war es schon, als ich auf dem Grabe einschliefe. Aber eins weiß ich: Du bist Louise, und ich lasse Dich nicht von mir, oder ich will sterben!“

Das seltsame Lächeln auf ihrem Antlitz, der innige Blick aus ihren Augen sagt ihm, daß sein Glück auch das ihrige ist.

„Aber,“ fragt Tonhäuser, — „warum wieder in Trauer?“

„Diesmal ist es Ernst,“ antwortete Louise fast vorwurfsvoll, „meine arme Mutter —“

„Ich weiß, ich weiß,“ fällt Tonhäuser ein, „gönne mir nur Zeit, mich zu befinnen, Louise. — Wo bin ich?“

„Du hast das Haus nicht wieder verlassen, in welchem Du an jenem Abende plötzlich das Bewußtsein verlorst.“

„Wo ist Dein Vater?“

„Er ist nicht hier. Mir war so bange um seine

Sicherheit, — ich ließ ihm keine Ruhe, bis er nach der Schweiz abreiste.“

„Erzähle mir mehr von ihm, Louise,“ bat Tonhäuser.

„Ach, er ist so lieb und gut,“ sagte Louise mit strahlendem Antlitz, „meiner Pflegemutter hat er so gleich eine lebenslängliche Rente ausgesetzt, und, denke Dir, Deinen Freund Lutthardt hat er für Alles entschädigt, was dessen Vater, — Du erinnerst Dich ja an die Juwelengeschichte —“

„Ich weiß, ich weiß, — doch nun sage mir, wie denkst er über mich?“

„Er sagt, Du seiest ein Dieb, — und nicht nur ein Herzensdieb, sondern — kurz und gut, der Abschied von mir ward ihm kaum schwerer, als von der marmornen Statue. . . Er nannte Dich einen hochbegabten Künstler und sagte, es solle Dir künftig nicht an Marmor fehlen. Er hat erfahren, daß Dein Dichten und Trachten stets auf Rom gerichtet sei. Dort will er Dir ein Atelier errichten. — Er erwartet uns, wenn Du genesen sein wirst, in der Schweiz, und dann führt er uns nach Rom, um sich nie mehr von uns zu trennen.“

„D!“ stammelte Tonhäuser und zog Louisen zu sich herab, um ihr Köpfchen innig an seine Brust zu drücken und ihre Locken zu küssen, „mein Traum, mein Traum von dem römischen Atelier soll sich symbolisch erfüllen! Und ich werde Dich in Wirklichkeit fragen können: ist es denn wahr, daß Du mein Weib bist und daß ich Alles, was ich bin, Dir allein verdanke? . . . Aber nie, nie soll das böse Zauberwort über meine Lippen kommen, das Dich wieder in Marmor verwandelt, — niemals, meine Louise, niemals!“

„Jetzt rege Deine Gedanken nicht weiter auf,“ bat Louise in zärtlicher Besorgniß, „Du bedarfst der Ruhe, — schlaf, schlaf,“ fügte sie hinzu und drückte, wie zum Schlaftrunk, einen sanften Kuß auf seine Lippen, „damit Du schnell gesundest und wir bald reisen können.“ . . .

Eines Morgens meldete sich bei Herrn Moritz Christen ein sehr unerwarteter Besuch: seine Schwägerin Lätitia. Es mußte eine Veranlassung ganz ungewöhnlicher und schwerlich erfreulicher Art sein, welche sie zu diesem Gange getrieben hatte, aber doch nicht erschütternd genug, um ihren Stolz zu demüthigen; sie schien offenbar gekommen, um Rath oder Hülfe zu suchen, aber in ihren Mienen verläugnete sich keinen Augenblick das Unbehagen, womit sie diese Schwelle überschritten hatte.

„Ich muß wegen meines Gemahls mit Ihnen sprechen,“ redete sie ihren Schwager an, „immerhin ist er Ihr Bruder, und ich möchte gerade in einer solchen Sache nicht gern meine Zuflucht zu Fremden nehmen. . . Ihre Mutter litt an Selbstmord und starb daran?“

„Allerdings,“ versetzte Moritz seltsam überrascht, „aber was wollen Sie damit sagen?“

„Man behauptet,“ fuhr Lätitia fort, „dieses Uebel erbe sich in der Familie weiter. Gustav besitzt, wie ich weiß, alle Charaktereigenschaften seiner Mutter, und wäre somit außerlesen, jenes traurige Erbtheil anzutreten.“

„Ich muß bekennen,“ sagte Moritz, „daß ich von jeher eine Befürchtung dieser Art gehegt habe. Stets hat mich der Gedanke gemartert, daß er einmal das Schicksal unserer Mutter theilen könne, wenn er nicht auf eine andere Bahn gelenkt würde. Eine Heirath schien mir das sicherste Heilmittel. Weibliche Würde und Tugend hat schon unglücklicher angelegte Naturen, als die meines Bruders, belehrt. Es kam nur Alles darauf an, ihn für die Liebe empfänglich zu machen. Das war der Grund, Frau Schwägerin, weshalb ich meine anfangs nur oberflächliche Bekanntschaft mit Ihrer Familie zu einem festern Anschlusse gestaltete. Ich glaubte in Iduna eine geeignete Frau für meinen Bruder gefunden zu haben. Da er in seinem Umgange lediglich auf mich angewiesen war, so konnte er von meinen Beziehungen zu Ihrer Familie nicht unberührt bleiben. Zwar fühlte ich damals noch keine Lücke in meinem Dasein, um auch für mich an die Gründung eines eigenen Herdes zu denken. Ich fand es aber nothwendig, meinem Bruder ein Beispiel zu geben, und da ich glaubte, mit Ihnen glücklich zu werden, näherte ich mich Ihnen. Die beabsichtigte Wirkung auf meinen Bruder blieb nicht aus. Er schloß sich an Iduna an. Wir Alle tauschten uns über seine Neigung, die in Wirklichkeit Ihnen galt. Eingedenk des Vorsages, der mich in dieser Angelegenheit von Anfang geleitet hatte, entsagte ich Ihnen und machte bei Ihnen selbst den Brautwerber für Gustav. Meine Absicht, die mir die reine Bruderliebe eingegeben hatte, war erreicht. Das Weitere hing von Ihnen ab. Ich lebte der Hoffnung, daß Ihr Einfluß auf den Gatten seine Umwandlung bewirken werde. Aber ich hatte mich

verrechnet. Sie haben Nichts gethan, um seinem einseitigen Verurtheiler einen Damm zu setzen und ihn zu sich heran zu ziehen, — sein Herz zu erweitern und für das empfänglich zu machen, was das Leben schmückt und verschönt. — Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, — nur eine Mahnung möge es Ihnen sein, das Versäumte nachzuholen, wenn es noch Zeit ist.“

„Ihre Aufklärungen,“ entgegnete Lätitia kalt, „sind ebenso überraschend als vergeblich. Doch schöpfe ich daraus wenigstens Muth, daß von solch' aufopfernder Bruderliebe noch ein Rest in Ihnen vorhanden ist, um sich Ihres Bruders anzunehmen. Möglich, daß ihm die erlittenen Verluste im Kopfe herumgehen, obwohl sie nicht so bedeutend sind, um darüber den Verstand zu verlieren, — möglich aber auch, daß es der Mangel an factischer Thätigkeit und der Verzicht auf den langgewohnten Umgang mit seinem Geschäftspersonal ist, was seinen Geist umdüstert hat. Seit er ganz allein im Geschäft ist, kann ich ihn fast gar nicht mehr vom Comptoir wegbringen. Von früh bis Abends hoct er über Briefen und Büchern, als könne er nicht fertig werden, trotzdem die Geschäfte vollständig still stehen. Oft belausche ich ihn, wie er die Namen seiner früheren Commis ruft und ihnen Aufträge giebt, oder sie mit Vorwürfen über ihren Undank überhäuft, als ständen sie ihm in Person gegenüber, — aber dabei ist es nicht geblieben. Es sind mir von hiesigen Banquiers Winke geworden, daß er bei ihnen mit bedeutenden Wechseln erschienen ist, die auf längst untergegangene Firmen lauten, um sie zu discontiren. Heute früh las ich im Tageblatt ein mit seinem vollen Namen unterzeichnetes Inserat, wonach mehrere Buchhalter, Correspondenten und Magaziniers in seinem Comptoir sofort Stellung fänden.“

„Er war bereits fort, als mir diese auffallende Annonce zu Gesicht kam. Ich klebete mich an und begab mich nach dem Comptoir, um ihn darüber zu befragen. Aber als ich die Thür öffnete und eintraten wollte, war infolge des Inserats das ganze Comptoir bereits von einer solchen Menge von Reflectanten angefüllt, daß ich mir nicht Bahn zu brechen vermochte. Es blieb mir somit nichts Anderes übrig, als meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen.“

Moritz hatte kopfschüttelnd zugehört. „Ich gehe sogleich mit Ihnen,“ sagte er, als seine Schwägerin mit ihrem seltsamen Bericht zu Ende war und stand auf.

Beide verfügten sich nach dem Johanneum.

Es war so, wie Lätitia gesagt hatte. Eher schien sich die Versammlung engagementsloser Commis, die von dem Inserat angelockt worden waren, vermehrt zu haben. Doch standen sie nicht mehr in wüstem Gebränge umher. Sie saßen an den Pulten, an der langen Cassafasel, an umgestürzten Kisten und schrieben oder lauten an den Federn. Jeder hatte einen Briefbogen vor sich. Dabei saßen sich die Meisten verblüfft an, Andere tauschten bedeutungsvolle Blicke und unterdrückten nur mühsam das Lachen, Einige nahmen die Sache ernst und schienen sich mit ihrer Arbeit sehr viele Mühe zu geben. Gustav selbst ging im Comptoir auf und ab und ließ sich durch den Eintritt Lätitia's und seines Bruders nicht im geringsten stören. Er war eben beschäftigt, den versammelten Commis das Material zu einem umfangreichen Briefe an die Herrn Müller, Blacksmith & Watchmaker in New-York zu geben, um dann unter denjenigen, welche sich in Lösung dieser allgemeinen Aufgabe am meisten bewähren würden, seine Wahl zu treffen. . . .

Moritz hob die Sitzungen auf und schickte sämtliche Commis nach Hause. . . .

Gustav konnte nur mit Anwendung von Gewalt entfernt werden. . . . Einige Tage lang versuchte man es mit häuslicher Pflege, aber vergebens. . . . Die Aerzte bestanden darauf, daß er nach einer Heilanstalt gebracht werde. . . . Und so setzte man ihn in einen Wagen, und fuhr ihn die gerablinige Chaussee hinaus, die von den Schienengeleise gekreuzt wird, vorüber an den Pyramiden hoch aufgeschichteter Bretter und Faßdruben, — dem freundlichen, städtisch aussehenden Orte entgegen, — und hinter der steinernen Pforte, in den parkartigen Anlagen wandelt er noch heute. . . .

Haltmann und Adele Ludovici waren vermählt. Er gebot nun über ein ansehnliches Capital mit der Perspective auf ein großartiges Vermögen, wenn einmal, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, seine Gattin ihr Erbtheil antreten würde, — er bewegte sich, Dank der Generosität des Schwiegerpapa's, der für eine glänzende Ausstattung gesorgt hatte, in einer eleganten Häuslichkeit, wo Comfort und Luxus einander die Spitze boten. Er war ein gemachter Mann. Was wollte er mehr?

Aber er hatte sich sein Glück doch etwas anders vorgestellt. Das goldene Loos, welches ihm zugefallen